

## Intermezzo (von Marlis Beutel)

Diese Geschichte liegt weit zurück und wäre heute kaum denkbar. Jedenfalls nicht in Mitteleuropa. Und anderswo? Wer weiß!

Sie beginnt, als die Amerikaner unsere Stadt - bis auf einige „casualties“ – befreit haben. Wir gewöhnten uns an die Sperrstunde nachts, später sollte die „Entnazifizierung“ beginnen. Mein Vater arbeitete nicht. Eines Tages läutete die Türglocke. Draußen standen Unbekannte, die jetzt im Rathaus arbeiteten. Sie sagten, mein Vater sei Parteigenosse (PG) gewesen und müsse deshalb helfen, die ehemalige Psychiatrie zu säubern. Nun konnte aber ein seit dem ersten Weltkrieg schwer Behinderter eine solche Putzarbeit kaum tun. Ich ging also an die Tür und sagte: „Ich werde gehen.“

Die Psychiatrie ist ein großer Gebäudekomplex in einem weitläufigen Park am Rande der Stadt. Die Bevölkerung wusste, dass die sogenannte „Anstalt“ längst nicht mehr als Psychiatrie genutzt wurde; dort befanden sich Kriegsgefangene, die jetzt von den Amis befreit waren.

Ich fand mich also am nächsten Morgen um 8 Uhr im Hof der Anstalt ein und traf dort meine Lehrerinnen aus der Grundschule und viele andere PGs. Wir bekamen Eimer, Bürsten und nach der Arbeit Lysol, um die Hände zu desinfizieren. Jeder der vielen Räume war total verdreckt. Wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, weinte ich und konnte nichts essen. Das lag aber nicht am Schmutz sondern am Entsetzen: So also hatten wir Deutsche unsere Gefangenen eingepfercht, schlimmer als Tiere, ohne Waschgelegenheit, ohne Toiletten! Es war meine erste Lektion über die Wirklichkeit des Nationalsozialismus, weitere sollten folgen.

Als die Räume sauber waren, wurden sie sofort von den Amerikanern als Krankenzimmer eingerichtet, um lungenkranke „Displaced Persons“ unterzubringen. Eines Tages ging ich durch eine solche Station und sah zum ersten Mal in meinem Leben die Ausländer, die angeblich unsere „Feinde“ oder sogar „Untermenschen“ gewesen waren während des sogenannten dritten Reiches. Ich wollte sie kennen lernen und blieb als Angestellte um zu putzen, Betten zu machen, Essen auszuteilen.

Gleich am ersten Tag fiel mir ein Grieche auf. Ich hatte noch nie einen so schönen Menschen gesehen und betrachtete ihn fasziniert wie man eine Statue von Michelangelo betrachtet. Panos Koutsojannis war 36 Jahre alt, hatte ein „klassisches“ Gesicht mit schwarzem Schnurrbart, welligem Haar und perfekten Zähnen. Aus seinen großen dunklen Augen lächelte er mich an.

„Do you speak English?“ Fragte ich unsicher.

„Yes, speak to me!“ antwortete die Statue.

Von nun an traf ich Panos jeden Tag.

Außer mir arbeiteten auf Station TBC 1 noch fünf deutsche Mädchen. Wir wurden von „Mutti“ beaufsichtigt, einer älteren, wuseligen Frau, deren flinke Augen alles sahen. Sie entwendete Brot für uns, das für die Patienten reichlich vorhanden war.

Es gab auf der Station eine starke Gruppe von Italienern. Ihre Sprache gefiel mir. Bereitwillig brachten sie mir „Buon giorno“, „Arrivederci“ und so weiter bei. Lustig war es,

wenn man das Wort „cornuto“ (Gehörnter) aussprach. Die Bedeutung war mir zwar unklar, aber es entstand jedes Mal ein Tohuwabohu, alle redeten durcheinander und lachten.

Besonders eindrucksvoll war auch die Gruppe der Polen. Bei ihnen lernte ich „Dzien dobry“, „Do widzenia“ und andere brauchbare Ausdrücke. Ich saß gern bei Herrn Szafranek, einem älteren, ruhigen Mann am Bett und ließ mir aus seiner Heimat erzählen. Ein Pole spielte immer wieder die gleiche melancholische Melodie auf einer Gitarre, ein anderer legte Karten wie eine Zigeunerin. Nachdem mir meine Kolleginnen davon erzählt hatten, wollte ich auch wissen, wie sich so etwas abspielt.

Der Pole suchte ein leeres Zimmer und er, der Gitarrespieler und ich nahmen darin Platz. Zuerst wurden die Karten gemischt, dann musste ich abheben. Der Pole deckte einzelne Karten auf, und es passierte, was ich erwartet hatte: „Da ist eine Man, die liebt dich, die hat viel Geld.“

Nächste Karte: „Du machen eine Reise.“

Aber dann geschah etwas Seltsames: Der Kartenleger deckte eine Karte auf und wechselte einen Blick mit dem Gitarrespieler. Dann redeten beide miteinander in Polnisch.

„Was ist los?“ fragte ich.

„Die Karte bedeuten Tod,“ erwiderte der Kartenleger zögernd und fügte etwas munterer hinzu: „Aber vielleicht ist nicht so schlimm, vielleicht stirbt Tante:“

Mir lief es kalt den Rücken hinunter, und ich bereute meine Neugier.

Ich weiß nicht mehr, auf welche Art und Weise mir Panos, der Grieche, seine Liebe gestand. Vermutlich reagierte ich zunächst ungläubig-belustigt, war aber bald beunruhigt, als ich merkte, wie ernst es ihm war. Ratlos befragte ich meine Freundin Hildegard, die anderthalb Jahre älter war als ich und in Liebesdingen folglich erfahrener.

„Sag ihm doch, dass du zu jung bist zum Heiraten“, schlug sie vor.

Aber Panos lächelte: „I shall wait.“

Da ich in eine Jungenschule ging, war mir die Männerwelt nicht fremd. Ich war unbefangen, und die Patienten blieben auf Distanz. Wenn sie hinter meinem Rücken von mir sprachen, sagten sie: „Die mit den großen Augen“. Und wenn ich heute an das junge Mädchen denke, erscheint es mir farblos, wie der Krieg farblos war, wie die einzelnen Menschen einfach nicht zählten: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ hatte der Slogan gelautet. Es sieht so aus, als seien wir uns selbst anonym gewesen zum Zeitpunkt Null.

Panos hielt sich glücklicherweise zurück. Ich hätte keine Annäherung ertragen, sein Mundgeruch störte erheblich. Er litt darunter, dass ich ihm auswich und demonstrativ mit anderen Patienten redete. War ich zu rücksichtslos? Panos blieb tagelang im Bett und bedrohte mich schließlich. Dies war das Ende. Er fand sich langsam mit der Niederlage ab und verschwand schließlich aus meinem Interesse.

Eines Tages sprach mich ein Pole an und sagte, er wolle am Ausgang auf mich warten. Ich kannte ihn kaum und war unsicher. Was wollte er von mir? Ich erzählte meinem sizilianischen Freund Filippo Pasquale von der Verabredung. Der erwies sich als echter Beschützer: „Wenn du hast Angst, ich komme!“

Gemeinsam begaben wir uns auf den Weg durch den Park. Als wir den wartenden Polen erblickten, machte Filippo kehrt und eilte zurück: Der Pole war etwa doppelt so groß und kräftig wie er. Ach Filippo! Noch Jahre später war ich überzeugt, italienische Männer seien liebenswerte Kinder.

Und der Pole? Er hatte die Szene beobachtet und verhielt sich äußerst höflich. Er gab mir ein kleines Paket mit schmutziger Wäsche und ein Stück echter Seife. Das war eine solche Rarität, dass meine Mutter überglücklich seine Wäsche wusch.

Allmählich kehrten meine Klassenkameraden aus Gefangenschaft und Krieg zurück. Sie waren mit sogenanntem „Reifevermerk“ losgeschickt worden, für „Führer, Volk und Vaterland“ zu kämpfen. Einer starb dabei, ein anderer verlor ein Bein. Wir warteten alle darauf, Abitur machen zu können. Es mussten sich nur genügend Lehrkräfte finden, die keine Parteimitglieder gewesen waren.

Ich dachte nicht allzu sehr an Schule, denn meine Arbeit auf TBC 1 nahm mich in Anspruch, sogar mehr als mir lieb sein konnte. Und das lag an Dragoljub Jelic´, dem Juristen aus Belgrad. Er war einsechszwanzig groß, bewegte sich langsam, fast tänzelnd, summte ein Motiv aus „Tosca“ und schien mit seinen unergründlichen braungrünen Augen alles wahrzunehmen. Meine Kolleginnen nannten ihn respektlos „Stenz“, während er mir stolz und wissend vorkam. „Stenz“ sprach ausgezeichnet Deutsch, und ich unterhielt mich gern mit ihm. Einmal zeigte er mir die Narben auf seinen Handgelenken: „Das ist aus dem Konzentrationslager. Ich war Partisan“. Er grinste; ich erschrak. „Ich bin schon ein alter Mann, Marlis, aber Sie sind noch ein Kind.“ Alt? Er war 32.

Verglichen mit Panos war Dragoljub keineswegs schön. Er hatte zusammengewachsene Augenbrauen und eine etwas zu kleine Nase mit Oberlippenbart. Dass ich mich in ihn verliebte, geschah nicht von ungefähr, er hatte mir seine Sympathie deutlich genug gezeigt. Dragoljub lebte dem Augenblick. Nie sprach er von seiner Familie. Ich wusste nur, dass er Tito nicht mochte.

Es wurde mir bald klar, dass ich in eine aussichtslose Beziehung geraten war. Ich dachte an Panos. Vielleicht war es ausgleichende Gerechtigkeit, dass ich jetzt wusste, wie er sich gefühlt hatte. Freundin Hildegard, die Erfahrene, versicherte mir, die erste Liebe müsse unglücklich sein; es war alles kein Trost.

Als ich die Station verließ, um wieder zur Schule zu gehen, begann Dragoljub, in Darmstadt Maschinenbau zu studieren. Wir schrieben uns ... ab und zu und sahen uns ab und zu. Bei unserem letzten Treffen bemerkte er: „Ich gehe nach Südamerika; Nordamerika nimmt keine Patienten mit TBC auf.“

„Wirst du mir schreiben?“ Ich sagte es nicht.